

(Nachdruck verboten.)

1) Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam. Aus dem Schwedischen von Francis Maro.

1.

Keine Insel liegt weiter westlich von der Küste als die graue Schäre, von der alljährlich die großen Fischerboote nach der Nordsee gehen, um von Englands Inseln Fische heim nach den niedrigen Schären von Bohuslän zu bringen. Nirgends leuchtet auch das Meer blauer, nirgends ist das Wasser salziger, und nirgends geht das Blut wärmer in Menschenherzen.

Solkär, Sonnenschäre, heißt die Insel, und sie macht ihrem Namen Ehre.

Auf der grauen Schäre spielte eines Sommermittags die Sonne. Sie holte sich Kraft vom Meere. Es war beinahe, als hätten Sonne und Meer sich geküßt und wären heller und stärker geworden von diesem Kuß. Denn die Sonne vergoldete die hohe graue Schäre in ihrer ganzen Länge. Die Sonne spielte in den Farben all der grauen, grünen, roten, weißen und braunen Hütten, die über ihren gewölbten Rücken verstreut waren, vom höchsten Kamm, wo Kirchturm und Windmühle miteinander wetteiferten, bei schönem wie bei häßlichem Wetter dem Himmel nahe zu kommen, bis hinab zum Hafen, wo die Hütten sich in einem unsäglichen Wirrwarr zusammengeballt hatten, aus dem der Geruch der getrockneten Fische aufstieg, und wo barsüßige Kinder zwischen Raketen und Hühnern herumspangen. Die Sonne leuchtete auf die Spitze der Kirche, auf ihr niedriges, schwarzes Dach und ihre rotgestrichene Seitenwand. Sie leuchtete auf die kleinen grünen Bäumchen, die in der Dürre hinter der verfallenen Kirchhofmauer wie Büsche zusammengeschrumpft waren. Sie brannte auf die gesprengelten Raketen und die barsüßigen Kinder. Ja, sie glühte in den Federn der gelben und roten Hähne, die in Winde umherstolzten und ihre roten Kämme sträubten, die wie Paschafesse auf ihren geblähten Nacken leuchteten.

Aber am lebhaftesten brannte die Sonne auf eine kleine Gruppe Frauen, die hoch oben auf einem Felsen vor dem Wind an einer gelben Wand zusammengekröchen waren. Da standen sie aneinandergeschert, und der Wind pfliff ihnen in dem glitzernden Sonnenschein um Hüften und Haar. Er ließ ihre Röcke hoch um ihre Knie aufplattern und riß ihre Stopfklücher fort, so daß das Haar ihnen um die Schläfen irrte.

Denn es blies ein rasender West, derselbe West, der Tage und Nächte hindurch geblasen hatte, in denen die Sonne auf wolkenlosem Himmel in Rot verjunkten und in Rot aufgegangen war. Der Wind hatte als frische Brise mit kleinen, leichten, weißen Kämmchen auf den Wellen begonnen. Aber in Tagen und Nächten hatte er sich stark gewachsen, bis er als Sturm über das Meer brach, in den lichten Sommernächten um die Hausecken heulte und die Frauen wach hielt.

Und wie er jetzt um die Weiberschar pfliff, die droben auf der Klippe zusammengebrängt stand, wo die Sonne auf die helle Wand brannte, war er so stark, daß sich die alten Frauen nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochten und die Kinder sich an die Knie der Großen drückten und sich an ihren Röcken festhielten, während das Brausen des Meeres und des Sturmes in der glitzernden Julisonne jeden andren Laut verschlang und denen, die sprechen wollten, den Mund verschloß.

Denn die Frauen, die dort oben auf der Klippe standen, sie wollten alle sprechen. Ihre Herzen waren von der Angst erfüllt, an die keine sich gewöhnen kann, ist gleich das Leben noch so lang und die Gewohnheit noch so stark. Ihr Blut fließt lebendiger als das anderer Frauen ihrer Klasse, und ihre Herzen schlagen wärmer in Liebe und Zärtlichkeit. Sie möchten miteinander sprechen, denn dieselbe Unruhe beklemmt sie alle dort droben auf der Klippe, dieselbe Angst und dieselbe Lust. Aber der Wind erstickte ihre Stimmen, und darum sprachen sie nicht, sondern fuhren bloß fort, sehnichtsvoll hinaus aufs Meer zu starren.

Denn dort draußen weit weg, hinter den letzten Schären, wo der weiße Meereschaum zur Sonne emporprühete und in weißen Kastaden wie aus zischendem Schnee eins mit dem Himmel zu werden schien, gewahrten sie ein Segel. Es war der „Polarstern“, der kam, der „Polarstern“, das große Nordseeboot, das von Groß-Vars geführt wurde und ihre Lieben an Bord hatte.

In den ersten Tagen, als der westliche Wind anhub, war nur das erste Boot, das nach Schetland gesegelt war, heimgekommen. Es kam vollbeladen mit Langfischen und Flundern, und die Frauen und Kinder der Männer erwarteten es im Hafen und brachten die Ihren heim. In der nächsten Nacht kam das zweite, und am Tage darauf kam das dritte Boot. Der „Polarstern“ war das einzige, das säumte, — der „Polarstern“ und noch eines — und jeden Tag hatte der Sturm mit erhöhter Kraft über das blauglänzende Meer gepfliffen. Aber gerade weil alle die andern heimgekommen, waren jetzt die wartenden Frauen von doppelter Unruhe erfüllt, in den Nächten hatten sie schlimme Träume, und tagsüber standen sie still auf den Klippen und spähten hinaus durch Wind und Wellen nach dem Segel des „Polarsterns“.

Die Botschaft, daß ein Segel sich am Horizont zeigte, das der „Polarstern“ sein konnte, und daß dieses Segel näher kam, hatte die Frauen von allen Enden der Insel versammelt und sie auf der Klippe zusammengeführt. Da standen sie, aufs Meer hinausstarrend, während der Wind ihre Gesichter und Körper peitschte und Tränen aus ihren Augen preßte. Wie sie so dastanden, sahen sie das Segel hinter dem Schaum der Wellenbrandung wachsen, sahen es hinab in die Wogen tauchen und verschwinden, aufs neue emporschleßen, wieder untertauchen und sich endlich in die blaue Luft erheben, bis kein Zweifel mehr möglich war.

Es war der „Polarstern“, der kam. Mit vollen Segeln kam er, und in rasender Eile wurde er von dem tollen Sturm dahingejagt. Auch das Topsegel war gehißt, und wie ein Mänschen ging es auf einmal von Mund zu Mund, in der Schar auf der Klippe: „Er hat Top.“ Es lag etwas wie die Ehre der ganzen Insel in diesen Worten. Denn der „Polarstern“ und Groß-Vars, und Groß-Vars und der „Polarstern“, sie waren die Lieblinge der ganzen Insel und fast wie verhätschelte Kinder. Groß-Varsens Frau, ein stark gebautes, braunwangiges Weib, das mitten in der Schar stand, errötete, als sie die Worte hörte, und es war ihr, als küßte sie die Blut der Umarmung des Mannes in dieser Kraftprobe, die sie mit Stolz erfüllte. Denn sie begriff, daß, wenn Groß-Vars in diesem Sturm mit Topsegel fuhr, er froh war und zum Vergnügen segelte; und als läge keine zwanzigjährige Ehe zwischen der ersten Jugendliebe und dem Tag, der war, richtete das grobgedröge Weib sich empor und startete auf das Segel, das in diesem Augenblick alle Gedanken der Welt, die sie kannte, auf einen einzigen Punkt bannte.

Mutter Anna war stattlich anzusehen. Denn ihre Gestalt schmückte jene vorgeschrittene Schwangerschaft, die des kräftigen Weibes höchstes Glück ist. Sie stand da, wie das Bild der fruchtbarsten Mutter, die alle Schären, so weit die Küste reichte, mit einer stärkeren und besseren Bevölkerung erfüllt hatte, als die ackerbautreibende Menschheit hervorbringen kann. Sie krenzte ruhig ihre Hände, und indem sie sich vom Winde abkehrte, sagte sie zu den andren Frauen:

„Da fehlt keiner, wenn Vars das Topsegel aufgezoogen hat.“

Sie verstanden sie alle, und ein Seufzer der Erleichterung, der von einem tränenvermischten Lachen erfüllt war, ging durch die ganze Versammlung der Frauen, und in diesem Moment fühlte keine von denen, die dem kommenden Fischerboot entgegenblickten, die mindeste Angst. Aber mancherlei Wellen lösen sich im Menschenherzen ab, und die Winde dort drinnen blasen selten gleich. Darum war es auch natürlich, daß, als das Boot näher kam, das Gefühl der Unruhe aufs neue erwachte. Die wartenden Frauen vergaßen gänzlich die glückliche Verheißung des Topsegels, und es ist möglich, daß dieses Vergessen im selben Augenblick kam, in dem das vielbemerkte Zeichen hinabgehißt wurde. Gleich darauf verschwand auch das Hauptsegel, und als das große Boot bei tüchtigem Mitwind hinter den Leuchtturm zwischen den grauen Felsen einbog, da kam wieder das Ver-

geffen der früheren Gewißheit, und es entstand Unruhe im Lager. Die Frauen stellten sich auf die Felsenipitzen und beugten sich vor. Wie sie dastanden, waren sie Eidergänsen, die gegen den Wind fliegen, nicht unähnlich, und wenn sie die Häufe reckten, bewegten sich ihre Rippen hastig und still.

Und wist Ihr, welche Worte da ungehört vom Sturm fortgetragen wurden? Es waren keine merkwürdigen Worte, es war nichts, das in Dichtungen verwendet und in Reime gesetzt werden kann, es waren ganz einfach trodene Ziffern. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn“. Das war alles. Und je länger sie zählten, desto lauter riefen sie. Die Ziffern vermischten sich mit andren Worten und Ausdrücken. „Sind sie alle mit?“ — „Ach nein, ach nein!“ — „Es sind nur sieben.“ — Gott im Himmel! Es sind nur sieben!

Und durch den heulenden Sturm hörte man eine schrille Stimme des Entsetzens, die rief:

„Es sind nur sieben!“

Doch von dem heftigen Winde vorwärts geschleudert, tanzte das Boot über die schaumgetrönten Wellen, und ehe die Wartenden sich's versahen, war es gerade unter der Klippe. Die Männer in ihren Oelröden und Südwestern zeichneten sich wie gelbe Schatten scharf und klar von der blauen See ab, und in einem Augenblick wurden sie alle sichtbar. Groß-Darsens Eheweib sprach zuerst:

„Sie sind alle zehn mit,“ sagte sie.

Und mit einem Schrei, einem lauten Freudenruf, der seltsam klar durch den Sturm tönte, begannen alle die Frauen zu winken. Ob es dem Gatten, Sohn oder Bräutigam galt, dem Bruder, Vater oder auch bloß einer heimlichen Liebe, das war in diesem Augenblick gleich. Das Meer war besiegt, das Meer hatte sie wieder zurückgegeben. Und ohne auf den Wind zu achten, der an ihren Kleidern zerrte, stürzten sie alle die Klippe hinab. Sie kamen zu rechter Zeit in den Hafen, um zu sehen, wie der Anker fiel, und das Rasseln der Kette zu hören, das den Wind durchschnitt.

Auf der Erhöhung am Steuer stand Groß-Dars und schwenkte die Mütze und eine Wolke geschwungener Südwester beantwortete den Gruß vom Strande. In einem Augenblick war das nächste Boot mit Frauen und Kindern besetzt; sich auf den Wellen schaukelnd, schoß es auf das Nordseeboot zu, und nach wenigen Minuten enterkten die Frauen an Deck des Bootes.

Allen voran kam Groß-Darsens Frau. Sie stürzte sich ungefühl auf das Plattbord, und während sie sich wieder aufrichtete und eine grobe, wettergebräunte Faust in die ihre nahm, fühlte sie, daß etwas in ihr brach. Sie wandte zur Seite, und bevor jemand auch nur ahnte, was bevorstand, hatte der Mann sein Weib in die Arme genommen und sie über die Treppe hinab in die Kajüte getragen.

Es wurde still dort oben auf dem Verdeck, und noch mußte keiner, was geschehen war, bis der Schiffer seinen borstigen Kopf hinauf über das Plattbord steckte und rief, daß dort unten eine Wehmutter gebraucht würde. Dann verschwand er wieder, und auf dem Deck war es still. Unter diesen Männern und Frauen, die alle gewohnt waren, dem Tod ins Auge zu blicken und ihn, wann es sein mochte, zu erwarten, gab es niemand, der den Mund verzog. Niemand dachte auch daran, hinunterzugehen, denn alle mußten, daß Lars und seine Frau sich allein zurechtfinden würden. Aber still bestieg einer der Burschen das eben angelangte Boot, und aufrecht im Hintersteven stehend, steuerte er mit einem Ruder landwärts.

Dort unten stand Lars schweigend und braungebrannt und sah sein Weib an. Er hatte sie in seine eigne Kojie gelegt und ihr, so gut er konnte, aus den Kleidern geholfen. Jetzt beugte er sich hinab, nahm eine Pfanne, die auf dem rostigen Ofen stand, goß den schwarzen Kaffee in eine Tasse und gab ihn der Frau zu trinken.

Sie trank, und im selben Nu wurde ihr Körper von einem Zittern durchschüttelt, und dann trat für eine Minute Ruhe ein.

Die ganze Heimreise hatte Lars an dies gedacht. Während er am Steuer stand und hinaus über das Wasser sah, hatte er an sein Eheweib gedacht, das daheim in den Tagen des Wartens umherging, und wenn nun der Sturm sich erhob und es schwarz übers Meer eilte, so weit er sehen konnte, da waren die Gedanken über ihn gekommen, so düster und wunderbar, und es dünkte ihn, als hörte er Kirchenglocken vom Lande läuten, wenn der Wind in Tauen

und Tafelwert heulte und das Holz des hohen Mastes knackte. Darum hatte er das Topfegel beim ärgsten Sturm gehißt und hatte gemeint, gar nicht schnell genug vorwärts kommen zu können.

Er wunderte sich nicht darüber, daß die Frau ihm entgegengekommen war. Es fiel diesem Manne überhaupt nicht ein, daß etwas, das geschah, anders sein könnte, als es war. Wie alle auf seiner Insel, hatte er in seinen Jugendentagen aus Liebe gefreit, und er hatte nie gewußt, was es sagen will, ein andres Weib anzusehen, als das, das sein war.

„Hast Du es sehr schwer?“ sagte er und strich mit seiner harten Hand dem Weibe das Haar aus den Schläfen.

„Ich hatte es schlimmer heute nacht, als ich auf Dich wartete“, antwortete die Frau.

Lars setzte sich nieder und nahm den Kopf des Weibes in seine Hände. Es fiel ihm ein, wie schön es von ihr war, daß sie ihm entgegengekommen, obgleich es so weit mit ihr war, daß sie jeden Augenblick ihr Kind zur Welt bringen konnte. Es wurde ihm ganz weich ums Herz, und in dieser Weichheit überkam es ihn wie ein Gefühl der Feigheit. Wie, wenn Mutter Anna dies nicht überlebte! Wie, wenn seine Gedanken auf dem Meere Wirklichkeit werden sollten! Es konnte nicht ohne Bedeutung sein, daß er mitten auf offener See Kirchenglockengeläute gehört hatte. Wie, wenn er bloß heimgekommen wäre, um sein Weib sterben zu sehen!

Lars dachte nicht weiter. Aber von diesem Gedanken erfüllt, streichelte er die braune Wange des Weibes und ihr dunkles Haar, als wollte er ein kleines Kind zur Ruhe wiegen, und seine Gefühle wogten so hoch in ihm, daß sie Thränen aus seinen Augen preßten. Aber da stieß die Frau einen entsetzlichen Schrei aus, und ihr Körper wurde so geschüttelt, daß Lars sich erheben mußte. Einsam und ohne einen vernünftigen Gedanken fassen zu können, sah er, wie dieser ganze Körper, den er so wohl kannte, in der höchsten Qual arbeitete. Und während er das sah, zog sein ganzes Leben an seinem inneren Auge vorüber, als läge er auf seinem eignen Totenbett. Er wurde wieder ein kleiner Junge, der am Strande umhersprang und Krabben fischte. Es war ihm, als würde er einen Abhang hinuntergeweht und schlugte mit dem Kopf an den Felsen, läge zu Bett und hätte Fieber. Dann sank er ins Meer und hörte, wie das Boot an einer Schäre zersplitterte, an der das Meer sich gelb und weiß brach. Er wurde zum Manne und sah auf einer Klippe mit einem Mädchen auf seinen Knien, und vor ihnen glüherte der Vollmond in einem breiten Meeresstreifen weit jenseits von dem blinkenden Auge des Leuchtturms. Dort stand er vor dem Altar, schwarz gekleidet, und der Pfarrer sprach: „Vermehret Euch und erfüllet die Erde. Das Weib soll ihrem Mann nahe sein und ihm unterthänig sein, und die zwei sind nicht länger zwei, sondern ein Fleisch.“ Und er hörte die Glocken in der Kirche, die wieder läuteten, und Büchschüsse knallten über die Insel, und die Burschen riefen Hurra, und abermals hörte er den Pfarrer, der betete: „Der Herr segne Euch, der Herr bewahre Euch.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Denkstein eines Märzerstandenen wird an diesem Osterformtag enthüllt werden, den die Liebe des Berliner Proletariats ihrem Alten schuf. Es ist eine eigne Vorstellung, daß dieser ewig rege Osterwandler, der sich niemals an die Scholle leiten ließ, daß dieser rafflos freigügige Mensch nun in Stein und Erz, an die Stätte gebannt, unbeweglich in die Zeiten schauen soll. Was wollt Ihr mich ehrenvoll einmauen, würde Wilhelm Liebknecht heiter schelten, hab' niemals schwer Gedächtnis gemocht und all die teure Ueberfrucht des Lebens gemieden, ich nahm meinen Steden und wanderte ins Weite, niemals gebeugt von der Schwere all des Ueberflüssigen und Wichtig-Wichtig-igen, unter dem Ihr Thoren leucht! Die Menschheit war meine Heimat, die Sonne mein Wegweiser und die Zukunft mein Brot:

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte —
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raft und Ruh!

Nein, Ihr dürft mich nicht festhalten; ich will nicht versteinern. Und warum seid Ihr begierig, von mir ein sichtbar

kleines Heuilleton.

Zeichen zu haben, als wär ich ein alter Heidengott. Genügt es Euch nicht, daß in Millionen Augen mein Bild lebt? Meine Gedanken treiben und Willen in Euren lebendigen Hirn, meine Worte bewehren Euer Thun und meine trotzigte Kraft stählt Eure Adern. Ihr könnt mich erst vergessen und ich darf erst sterben, wenn Ihr gesiegt habt — dann ist es Zeit, mich feierlich ins Mausoleum zu sperren, dann erst bin ich überflüssig geworden. Einstweilen aber bin ich für das Gemäuer noch viel zu jung und lebendig, hab' noch viel zu viel zu schaffen. Also, ich bill' Euch, bleibt mir mit dem Stein davon! Höchstens, wenn Ihr es übrig habt, streut mir gelegentlich ein paar Blumen auf's Grab, wist Ihr von den roten leuchtenden Märchenblumen, die ich immer hinter den Spiegelfenstern der teuren Blumenläden bewunderte. Oder besser noch, Ihr pflanzt diese roten leuchtenden Märchenblumen ins Leben selbst hinein. Und dann: Vorwärts! . . .

So würdest Du sprechen, Alter. Vergebens! Mußt es eben leiden. Unsere Liebe ist tyrannisch, Du hast Dich ihr zu unterwerfen. 's ist ein Mehrheitsbeschluß unsrer Liebe. Als guter Demokrat bist Du auch den Ansprüchen unsrer treuen Verehrung imbarherzig ausgeliefert. Halt, Disziplin, Du Tapferer, lehn' Dich nicht auf gegen den Willen des Volkes, beug' Dich Deinem Demal.

Deine Augen leuchten fast drohend, Dein Gesicht rötet sich, Deine Stirne dunkelt, während wir Dich so bestürmen. Dein ganzes Weien sträubt sich gegen unsre Forderung. Plötzlich aber löst sich Deine Erregung mild auf, freundlich streckt sich Deine Hand uns entgegen und Du sprichst einfach: Ich süge mich!

Dann überlegst Du eine Weile, der Denkstein, der Dir fremd und unheimlich war, wird Dir von Sekunde zu Sekunde vertrauter, Gedanken blühen in Dir auf und ranken sich an dem Mal empor; der Stein nimmt im Geiste neue Formen an, bis er Deiner Natur sich einschmiegt und Du selbst zum feurigen Anwalt des Wertes wirst.

So errichtet denn, rufft Du lebhaft, das steinerne Wahrzeichen. Aber nicht m i r. Euch sollt Ihr es weihen; und auch nicht Euch, unsrer Sache sei es errichtet, ein Trugmal unsrer Ideen, ein Monument des Kampfes. Schreibt immerhin meinen Namen auf den Stein, er hat keinen andern Sinn, wie den eines Lösungswortes. Nicht dem Gedächtnis eines Sterblichen huldigt er, zur Freiheit ruft er die menschliche Arbeit, zur Auferstehung des erniedrigten, elend gefesselten Volkes.

Es ist das erste Demal eines Revolutionärs, das im Vammkreis der Reichshauptstadt emporragt. Die paar Männer der Kultur, die man des Marmors würdigte, verschwinden unter dem gehäuftesten Gestirbe der Barbarei. Und selbst diese paar Geehrten, mit denen unsre Herrschenden die Kahlheit ihrer Wüstenei zu zieren für nützlich halten, dürften heute nicht schreiben und lehren, was den Inhalt ihrer geschichtlichen Größe bildet. Goethe würde als Gotteslästerer vom regierenden Centrum geächtet werden, Schiller würde wegen Verherrlichung des Tyrannenmordes auf Grund des Privatdocenten-Gesetzes von der Universität unerbittlich entfernt werden, sofern eine Fakultät überhaupt den Mut gehabt hätte, ein so anrüchliches Individuum zuzulassen. Lessing endlich, der freche Hingerlandidat und unverbesserliche Schmierfink, würde in der anständigen Gesellschaft nicht geduldet, dafür in den Gefängnissen um so gastlicher aufgenommen werden. All diese Helden des geistigen Befreiungskampfes sind Fremdlinge geworden in der entarteten Bourgeoisie. Die von ihr errichteten Standbilder, die ihre erste Blöße hüllen sollen, sind Lügen. Zu uns gehören diese Männer, nicht zu jenen. Es entspricht schon besser dem Thatbestand, wenn sie einen Kant unter dem Schwelbe eines Pferdes oder hinter dem wasserfichtigen Bauche eines spulgläubigen Potentaten unterbrachten.

Preisen wir das Geschid, daß diese Henschler einer verratenen und verlassenen bürgerlichen Kultur, nicht auch die weitere Lüge eines Demalei der Revolution hinzusfügten. Es ist herrlich, daß sie diese Heuchelei verschmähten und u n s dies Gedächtnis als freies Strandgut überließen. Mögen die Toten ihre Toten in Marmor und Bronze begraben, mögen sie die Reichshauptstadt zu einer feudalen Alnengalerie verunstalten, möge ihr Heroenkult nach vergeudetem Blut, zertrretenem Leben, gewaltthätiger Unterdrückung, geistiger Knechtschaft und hohler Eitelkeit dünkeln — wir errichten weitab von ihnen ein Mal der Freiheit, Größe und Wahrheit. Dieser Stein soll reden von einer blühenden Menschheit, der aus der Arbeit, dem Denken und dem Mut des Proletariats empor wächst. Der Meißel, der in diesem Demal kunstverständnis aus ungesüger Materie Schönheit schuf, er werde zum weltbildenden Instrument, das aus dem Chaos einer zerrütteten und verwüsteten Gesellschaft des Uebermuts, der Not und der Ungerechtigkeit eine Erde schöpferisch thätiger Schönheit gewaltig gestaltet. So wird der stille Totenhain, in den sich das erste Demal eines Revolutionärs flüchten mußte, in Wahrheit zu einem fruchttragenden Feld des Lebens. Nun aber a r b e i t e t a m L e b e n . . .

Der Alte hatte sich in Blut geredet. Dann verschwand er schnell unter der von erster Begeisterung erfüllten Menge, die das Bild ihres Führers andächtig grüßten. Als er aber draußen war und in seinem verschliffenen Mantel einsam fürbaß schritt — in der Unendlichkeit läßt es sich herrlich wandern — atmete er tief auf, wie von einem Zwang befreit und sprach lächelnd zu sich: Jetzt habe ich mir richtig selber die Festrede gehalten, und hatte doch bei Lebzeiten eine heilige Scheu vor derlei Notwendigkeiten. Indes, es will mir immer noch nicht in den Kopf, daß sie meinen Namen auf den Stein gesetzt haben! Gerade als wenn ich gestorben wäre! . . .

Joe.

y. Die deutsche Freiheit im Todeskampfe: Ostern 1618 in Guben. Das Zeitalter der Reformation verlegte der deutschen Demokratie in Stadt und Land den tödlichen Stoß, aber erst aus der Erniedrigung des dreißigjährigen Krieges drang, um einen Ausdruck von Friedrich Engels zu gebrauchen, die Bedientenhaftigkeit in das nationale Bewußtsein. In der That ist noch unmittelbar, bevor mit dem Prager Fenstersturz das Norden, Raubern und Sengen über Deutschland hereinbrach, eine tröstliche, vielleicht die letzte Neuerung bürgerlichen Freiheitsgefühls zu verzeichnen, die allerdings sofort durch den übermächtigen Gegenbrand aristokratischer und absolutistischer Machthaber erstickt wurde und, bei Licht besehen, von diesen herrschenden Gewalten sogar direkt planmäßig provoziert worden war, um den Resten städtischen Republikanismus gründlich den Garau zu machen.

Es handelt sich um Geschehnisse in der Stadt Guben, die in jener Zeit — Anno 1618 — zur Herrschaft Sorau gehörte. Hier besaßen die Zünfte und Zünungen der Bürgerchaft noch erhebliche Rechte, die dem aristokratischen „Edlen Rat“ von Guben in Uebereinstimmung mit dem Landesherren, dem Grafen Siegfried Promnitz, seit langem ein Dorn im Auge waren. Damit reinen Tisch zu machen, schien der herrschenden Aliaque zu Ostern 1618 günstige Gelegenheit. Da sollte nämlich die Tochter des reichen Färbermeisters Samuel Bunschwitz, der dem Rat, wie dem Gubener Stadtrat überhaupt, als Vorkühler der Bürgerchaft verhaft war, dem jungen Tuchmachermeister Dietrich Hestter die Hand reichen. Die nötigen Hirsche und Rehe für das geplante große Hochzeitmahl von über 200 Gedecken wollten die Besten am Sonabend vor Ostern in der ausgebeuteten und wildreichen Gubener Stadttheide jagen und nahmen damit nur ein unbezweifelbares Recht in Anspruch.

Man weiß, daß in Deutschland ursprünglich für jedermann das Recht freien Tierfangs bestanden hat. Und noch im 13. Jahrhundert bringt Eike von Repkow, der Verfasser des „Sachsenspiegels“, das in Norddeutschland geltende Jagdrecht so zum Ausdruck (II, 61): „Da Gott den Menschen erschuf, gab er ihm Gewalt über Fische und Vögel und über alle wilden Tiere. Darum haben wir des Urkunde von Gott, daß niemand seinen Leib noch seine Gemündheit an diesen dreien verwirten möge.“ Von dieser Jagdfreiheit nimmt er freilich schon drei königliche Vammwälder aus, in denen bei Strafe von 80 Schilling niemand jagen durfte. Seitdem hatten sich die Grund- und die Landesherren überall den Wildbann angemacht, der dann bekanntlich als einer der verhassten Teile des Feudalismus bis zum Jahre 1848 bestanden hat, und dessen Uebertretung durch Wildern lange Zeit mit den grausamsten Leibes- und Lebensstrafen belegt war. So hatte denn auch der Rat von Guben sich das ausschließliche Jagdrecht in der Stadttheide zugesprochen, unter Ausschließung der Bürgerchaft. Aber es bestand noch ein Ueberbleibsel des ehemaligen Rechts auf freien Tierfang, insofern jeder Gubener Bürgersohn zu seiner Hochzeit so viel Wild in der Stadttheide erlegen durfte, als er brachtte.

Damit und zugleich mit der ganzen Gubener Demokratie gedachte der edle Rat bei Gelegenheit der Hestterischen Hochzeit auszuräumen. Er hatte vorher den Grafen Siegfried von Sorau benachrichtigt, nicht etwa von seiner eignen unstillzuerlassenen Stimmung, sondern von der der Bürgerchaft und sich den bewaffneten Weistand des biedereren Landesvaters auf alle Fälle versprechen lassen. Nun konnte also die Mine springen. Am Karfreitagabend wurde in Guben öffentlich der Was ausgerufen, daß niemand aus den Zünften und Zünungen bei Stauenschlag, Stadtverweisung und Verlust seiner ganzen fahrenden und liegenden Habe sich fernerhin unterfangen sollte, in der Stadttheide zu jagen oder jagen zu lassen. Ein Edler Rat werde dies durch die Stadtknechte wehren. Wer aber glaube, dagegen Rechtsanspruch zu haben, der solle sich wenden an den Landvogt der Nieder-Lausitz, Herrn Siegfried Grafen von Promnitz, Erbherren der Herrschaft Sorau.

Den Gubener Bürgern fehlte erklärlicherweise das Verständnis für den famosen Hinweis auf das unparteiische Schiedsrichteramt des Grafen von Promnitz, der mit dem Rat bekanntermaßen unter einer Decke lag; vielmehr beschlossen sie noch am nämlichen Abend im Ratsfeller einhellig, andren Tags alle zusammen mit Dietrich Hestter jagen zu gehen. Bei der Sitzung war aber so wader gezeit worden, daß sie alle die Zeit verschließen; manche mochten auch wohl die Vorsicht für den besseren Teil halten. Der junge Hestter aber hielt an seinem Vorhaben fest und brachte denn auch mit seinen acht Arbeitern in der Stadttheide einen Hirsch zur Strecke. Als bald fielen 40 Knechte des Rats, die den Jägern nachgespürt hatten, über sie her, geißelten sie bis aufs Blut und warfen sie halbtot in einen Stadtgraben.

Die Kunde von dieser Heldenthat und der höhnen Uebermut der zurückkehrenden Knechte brachten den Gebuldsfaden der Bürgerchaft zum Reizen. 500 Mann stark trat sie unter Führung von Samuel Bunschwitz unter Waffen und rückte dem Anstifter des Ganzen, dem edlen Rat auf den Pelz. Beim Angriff auf das Rathaus kamen etliche Kriegsknechte des Rats ums Leben, der Rat selber aber hatte sich in das feste Nonnenkloster geflüchtet. Für den Augenblick waren die Gubener Bürger Herren ihrer Stadt, am Abend aber erschien als anschlaggebende Partei der wadere Verbündete des Rats, Graf Promnitz, mit seinen Landsknechten auf

dem Plan und stellte natürlich die Ordnung schneidig wieder her. Samuel Wunschwig wurde noch in der nämlichen Nacht als Haupttädelstörer auf dem Markt enthaupet, sein Kopf zum warnenden Exempel über der Thür seines Hauses angenagelt. Die geringeren Hochverräther wurden mit schweren Geldstrafen belegt, die unglückliche Braut wegen ihrer staatsgefährlichen Verwandschaft am Oster-Sonntag öffentlich ausgepeitscht und zur Stadt hinausgejagt, ihre Leiche fand man an denselben Oster-Montage, der sie hatte unter die Haube bringen sollen, in der Stadttheide.

Daß die Jagdgerichtsbarkeit der Gubener Bürger zu Ruh und Frommen eines Edlen Rats auf ewige Zeiten aufgehoben wurde, braucht kaum bemerkt zu werden. Aber auch der biedere Landesvater Graf Siegfried ging bei der erhebenden Haupt- und Staatsaktion nicht leer aus. Der gesamte Besitz des hingerichteten Samuel Wunschwig und des wahrscheinlich bis an sein Lebensende gefangen gehaltenen Dietrich Hestler wurde konfisziert. Von dieser wohlverordneten Beute belam Graf Bronnig die landesväterlichen zwei Drittel im Werte von 180 000 M., das übrige der Edle Rat. Die Christlichen Verbündeten konnten also bei äußerst gehobener Stimmung das Osterfest der erlösenden Nächstenliebe begehen.

Die Familienbriefe der alten Aegypter. Unter dem Titel „Familienbriefe aus alter Zeit“ veröffentlicht Friedrich Preißige im Aprilheft der „Preussischen Jahrbücher“ einen Artikel, in dem er die Familienbriefe der alten Aegypter auf Grund der Papyrusfunde der letzten Jahre behandelt. Er beschränkt sich dabei auf die in griechischer Sprache geschriebenen Papyrus, die aus der Zeit der Ptolemäer- und Römerherrschaft stammen. Geschrieben wurde in Aegypten sehr viel; da aber trotzdem die Kunst des Schreibens im Volke wenig verbreitet war, blühte das Geschäft der vernünftigen Schreiber, die allenthalben in ihren Läden saßen und Schriftstücke jeglicher Art anfertigten. Sie hielten sich dabei naturgemäß an bestimmte eingelehrte Formen, so daß das Formelhafte in den Privatbriefen einen großen Raum einnahm. Zur Abfassung der Briefe nahm man ein Stück Papyrus, dessen Größe sich jedesmal nach dem Umfange des zu entwerfenden Briefes richtete; er wurde nur auf einer Seite beschriftet, alsdann mit der Schriftseite nach Innen zusammengefaltet, hierauf für gewöhnlich mit einem Faden umschlungen und verpackt. Auf die freie Außenseite schrieb man die Adresse. Die Briefbeförderung geschah durch reisende Freunde und Bekannte oder durch Handelsleute, denen Empfänger und Absender persönlich bekannt waren. Man beschränkte sich in Familienbriefen in der Regel auf flüchtig hingeworfene Mitteilungen. Aus den zahlreichen Beispielen, die Preißige anführt, seien einige wiedergegeben, die zeigen, wie wenig sich eigentlich die Grundformen der Lebensverhältnisse in den Jahrhunderten verändern. Da liest man Briefe sorgenvoller Mütter, zärtlicher Kinder, oder auch an schlechte Söhne, über deren Saumseligkeit sich die Eltern beklagen, Einladungsarten, Beileidschreiben usw. Von bitterem Leide zeugt ein Brief der Berliner Sammlung von einem verlorenen Sohne an seine Mutter. Leider ist die Urkunde sehr zerstückt und am Ende ganz weggebrochen. Nach dem üblichen Einleitungsgruß giebt der Schreiber zunächst den Weg und das Ziel seiner Wanderung an, dann fährt er fort: „... ich schreibe Dir, weil ich nackt und bloß bin. Ich beschwöre Dich, Mutter, verfühne Dich mit mir. Alles andre weiß ich; ich habe es mir nun gelobt, ich habe eine bittere Lehre erhalten, ich weiß, wie auch immer es sei, daß ich gefehlt habe. Ich höre von meinen (...), daß jemand, der Dich besuchte, sehr ungelogen Dir alles erzählt hat.“ Ein richtiger „Brandbrief“ eines Soldaten, wie er auch heute vielen Vätern und Müttern bekannt sein dürfte, ist ein anderer der Berliner Sammlung, der wie der vorige aus römischer Zeit stammt. Nach einem kurzen Einleitungsgruß an seine Mutter geht der römische Soldat gleich auf die Hauptsache los: „Du wirst gut thun, sogleich nach Empfang dieses Briefes mir 200 Drachmen zu senden.“ Armer Leute Kind ist er also nicht gewesen, und er war gewohnt, Aufwendungen zu machen. „Als mein Bruder Gemellus ankam, hatte ich gerade noch 400 Drachmen, jetzt aber besitze ich nicht eine einzige mehr, denn ich habe mir ein Maultiergespann zugelegt und das ganze Geld ist dafür draufgegangen.“ Obwohl sich nun der Briefschreiber ein kostspieliges Gespann beschafft hat, trägt er doch nicht Bedenken, seine Mutter um Zusendung von allerlei geringfügigen Gebrauchsgegenständen anzugehen; er fährt nämlich fort: „Schide mir, bitte, einen Mantel, eine Lederne (...), ein paar Fußbinden, ein paar Lederröcke, ein Becken, wie Du mir versprochen hast, ein paar Halstücher und (...) im übrigen aber, liebe Mutter, schide mir recht bald mein Monatsgeld.“ Und zum Schluß kommt eine Wendung, die auch heutige Söhne gar oft mit Vorliebe anwenden, nämlich der Hinweis darauf, daß andre Mutterfühne es doch viel besser haben: „Alle lachen mich aus und sagen: Dein Vater ist ja auch Soldat, und dennoch läßt er Dir nichts zu kommen! Mein Vater sagte mir, wenn er nach der Heimat käme, würde er mir alles schiden, aber nichts hat Ihr mir geschickt! Warum? ...“

— „Spieleereien.“ Als der eben verstorbene Stord die innere Auszeichnung der neuen Wiener Oper ausführte, malte Moriz von Schwind an den Fresken ans der „Gauberflöte“ in der Loggia. Er hatte gerade den Einzug des Sarastro auf dem von Panthern gezogenen Wagen in der Arbeit, da fragte er eines Tages Stord: „Wie schaut denn so ein Panther eigentlich aus? Zeichne mir doch einen an die Wand.“ Stord erwiderte, er habe sich eigentlich nie eingehender mit Tierstudien befaßt, Schwind möge aber hinaus

in die Schönbrunner Menagerie gehen, da werde man ihm gewiß bereitwillig einen Panther zeigen, und er könne an dem Tier seine Studien machen. Da kam er aber bei Schwind schlecht an: „Ich hab' keine Zeit zu solchen Spielereien — ich muß arbeiten!“

Humoristisches.

— Die neue Straßenbahn. (Zeitungsnotiz.) „Eröffnet ist die neue Bahn noch nicht — aber überfahren wurden bereits sechs Personen.“

— Unbewußte Grobheit. Arzt: „... Sie beschäftigen sich zu viel mit sich selbst, Herr Oberinspektor — Ihnen fehlt ein vernünftiger Umgang!“

— Ausweg. Junger Chemann (brummend): „Einen einzigen Knopf habe ich noch an meinem Rock!“

Frau: „Ja, das sieht schlecht aus, Eduard! ... Den solltest Du auch abschneiden!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Das zweite Schiller-Theater soll, wie nunmehr feststeht, Anfang September eröffnet werden. Es wird den Namen Schiller-Theater N. (Friedrich Wilhelmstädtisches Theater) führen zum Unterschiede von dem Schiller-Theater O. (Wallner-Theater). Die Schiller-Theater-Gesellschaft hat dieses zweite Haus auf zunächst fünf Jahre gepachtet, mit dem Rechte jedoch, den Vertrag auf weitere fünf Jahre zu verlängern. Organisation und Charakter des Spielplans sollen ganz dem des alten Schiller-Theaters gleichen. Es wird ein einziges großes Ensemble engagiert, so daß die beiden Ensembles von O. und N. durchaus gesondert wirken. Es soll auf diese Weise die unökonomische Ausnützung der Kräfte und das Hin- und Herschieben der Mitglieder vermieden werden. Eröffnet wird das Schiller-Theater N. mit Schillers „Braut von Messina“; dann folgt Hauptmanns „Einsame Menschen“.

— Eine gemeinschaftliche Sachverständigenkammer für Werke der Litteratur und Tonkunst wird von Weimar, Koburg, Gotha, Schwarzburg und Reuß in Weimar gebildet werden. Die beteiligten Regierungen ernennen die Sachverständigen.

— Die Neue Bühne bringt als zweite Vorstellung am 9. April in Theater des Bestens einen Drei-Acter: „Die Hochstapler“ zur Aufführung.

— „Matteo Falcone“, eine Oper von Theodor Wexlaß, wird noch in diesem Frühjahr im Opernhause die Erstaufführung erleben.

1. Dresden als Kunststadt. Die Dresdener Stadtverordneten bewilligten 400 000 Mark zum Bau eines Kongertsaales auf dem städtischen Ausstellungsplatze am großen Garten. Der Saal soll ein Seitenstück zum Frankfurter Palmengarten und Kölner Gürtenich werden. In der Diskussion vor der Abstimmung teilte der Oberbürgermeister mit, daß die vorjährige Dresdener Kunstausstellung ohne Fehlbetrag abgeschlossen habe und daß für über 500 000 M. Bilder verkauft worden wären.

— Max Klinger hat seinen „Beethoven“ nunmehr nach fünfzehnjähriger Arbeit vollendet. Beethoven ist als Olympier auf dem Götterthron dargestellt. Der nackte Oberkörper der weit überlebensgroßen Figur ist aus weißem ins bläuliche spielenden Marmor. Der Unterkörper ist in einen kaltenreichen Ueberwurf gehüllt, zu dem lichtbrauner, in Streifen schattierter pyrenäischer Marmor verwendet ist. Beethoven sitzt auf einem mit Relief's bedeckten Brunnstuhle aus Goldbronze, den Körper und den Kopf mit fast düster grollendem Blick vorgebengt, das rechte Bein über das Linke geschlagen, die Hände über dem übergeschlagenen Bein am Knie zusammengelassen. In Föhnen der Gestalt breitet ein auf einem Felsblock von mattblauem Marmor sitzender vierfüßiger Adler aus schwarzem Marmor seine Schwingen aus. — Das Werk wird zuerst in der Ausstellung der Wiener Seceffion zu sehen sein.

— Eine Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ ist aus dem Komitee gegründet worden, das im Frühjahr dieses Jahres die Ausstellung gleichen Namens in der Seceffion veranstaltete.

— Der Maler Hans Ode in Seelamp (Holstein) ist zum Direktor der Weimarer Kunstschule berufen worden.

— Kunstwerke für die Münchener Jahresausstellung 1902 müssen in der Zeit vom 10. bis 30. April eingeliefert werden.

— Hofrat Stord, der vormalige Direktor der Kunstgewerbeschule des Oestreichischen Museums in Wien, ist im Alter von 71 Jahren gestorben.

— Das blaue elektrische Licht vermag nach neueren Untersuchungen von Dr. Minin merkwürdige heilende Wirkungen auszuüben. Der Genannte erklärt, daß es ähnlich wie Kollationslösungen wirkt und Wunden unter seiner Einwirkung schmerzlos vernäht werden könnten. Auch bei Hautverbrennungen ergab die Wirkung des blauen elektrischen Lichtes auffallende Heilerfolge.